



Marc und Leandro

Ich hatte gesundheitlich gute Fortschritte gemacht, fühlte mich so gut wie schon lange nicht mehr. Ich ging jeden Tag ins Fitness-Studio, machte lange Spaziergänge und mein Hausarzt zeigt sich bei meinen wöchentlichen Kontroll-Besuchen zufrieden. Ich war auf dem Weg zur Normalität.

Äußerlich.

Innerlich war ich zerrissener und unzufriedener denn je.

Meine Arbeitslosigkeit machte mir mehr zu schaffen, als ich mir eingestehen wollte. Ich war nicht zur Untätigkeit geboren. Mein ganzes Leben lang war ich aktiv gewesen, hatte meinen Tagesablauf fest im Griff – und auf einmal war ich mehr oder weniger zum Nichtstun gezwungen und hatte nur mich selbst, um mich zu beschäftigen.

Ich konnte damit nicht umgehen.

Und ich hatte niemanden, der mich hätte auffangen konnte.

Zu meiner Familie hatte ich kaum Kontakt.

Ich war der einzige, der es bis zur Universität geschafft hatte. Ein Stipendium ermöglichte mir ein Auslandsjahr in New York – und als ich zurück kam und von der Welt der Banker und Börsianer träumte, hatte ich den Faden zu meiner Familie verloren.

Oder sie zu mir – ich weiß es nicht.

Vermutlich ist es auch egal.

Meine beruflichen Erfolge wurden mit einem Kopfnicken zur Kenntnis genommen, mein Schwulsein mit einem Stirnrunzeln und dem subtil vermittelten Gefühl persönlicher Enttäuschung. Ich passte nicht mehr in das Weltbild meiner Eltern, die es auch in der zweiten Generation italienischer Einwanderer nicht geschafft hatten, sich eigene Träume aufzubauen. Sie fühlten sich ähnlich entwurzelt wie ihre Eltern, mit dem Unterschied, dass meine Großeltern wussten, wo ihre Heimat war. Meine Eltern lebten in einem Grenzland, einem Stück Niemansland und ich glaube, sie haben immer gehofft, dass ihre Kinder ihnen irgendwann das Gefühl der Heimat und Zugehörigkeit vermitteln, wenn sie selbst eine Familie gründen.

Einen homosexuellen Sohnes zu haben, sprengte die Vorstellungskraft meiner Eltern – und meine Schwester hat, soweit ich weiß, einen Sizilianer geheiratet und ist nach Italien zurück gegangen.

Meine Eltern sind zerrissen und heimatlos geblieben.

Und ich konnte den Verdacht nie ganz abschütteln, dass sie insgeheim darauf warteten, dass ich strauchelte. Vielleicht glaubten sie, dass mein berufliches Versagen uns wieder näher bringen würde, dass es uns vereinen könnte in dem Gefühl der Bodenlosigkeit, den ein persönlicher Schicksalsschlag mit sich bringt.

Aber vielleicht ist das auch nur Wunschdenken von mir.

Als sie in den Nachrichten hörten, dass mein Arbeitgeber als erstes Unternehmen Bankrott angemeldet und alle Angestellten von eben auf jetzt ohne monatliche Lohntüte ins Leben entlassen hatte, riefen sie mich an.

Das erste Mal seit vielen, vielen Monaten.



Marc und Leandro

Der nur halbherzig verhüllte Triumph in der Stimme meines Vaters schmerzt mich noch heute, doch es war die Warnung meiner Mutter, jetzt ja nicht nach Hause zu kommen, und um finanzielle Unterstützung zu betteln, die mich bis ins Mark erschütterte.

Finanzielle Unterstützung hatte ich nicht nötig. Geld war das einzige, was ich im Überfluss hatte – nur, ich wusste nichts damit anzufangen.

Ich war alleine und nach sechs Monaten Perspektivlosigkeit hatte sich eine Einsamkeit in meiner Brust festgefressen, die es mir schwerer und schwerer machte, morgens aufzustehen und mein tägliches Fitness-Programm abzurufen.

Ich wusste nicht mehr wofür und warum ich für mich sorgen sollte, wenn niemand da war, den es interessierte.

Mit anderen Worten, ich schlitterte in eine handfeste Depression, als ich am morgen meines sechsundzwanzigsten Geburtstages aufwachte.

Ich hatte mir zu meinem Ehrentag einen Einkaufsbummel geschenkt und trottete halbherzig durch die österlich geschmückten Läden, als mir in der Einkaufsstraße ein Flyer in die Hand gedrückt wurde. Ich reagierte mechanisch, nahm ihn mit und versenkte ihn in einer der Einkaufstüten – nur um dann zu Hause mit Verwunderung drauf zu schauen.

Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn überhaupt eingesteckt zu haben.

Ich weiß noch genau, dass ich gedankenverloren auf den Zettel starrte und in meinem Glas Wasser rührte, in dem ich Vitaminpulver auflöste. Ich konnte mich immer noch nicht dazu überwinden, täglich Obst und Gemüse zu essen... Die nötige Energie für den Körper zu trinken schien mir angenehmer - und ökonomischer.

Der Flyer bewarb die „Happy Hour“ in einer neu eröffneten Schwulenbar an diesem Abend. Warum der Typ in der Stadt ausgerechnet mir den Flyer in die Hand gedrückt hatte, weiß ich bis heute nicht und es wird für immer eines jeder schicksalhaften Zufälle sein, die das Leben manchmal bestimmen und in eine völlig andere Richtung lenken.

Ich hatte im Prinzip überhaupt keine Lust, unter Leute zu gehen. Ich fühlte mich in den letzten Tagen und Wochen zunehmend wertlos und unnützlich und hatte einen Punkt im Leben erreicht, wo ich mich selbst als ein faulendes Glied in einer Kette betriebsamer Mitmenschen ansah, deren Arbeitskraft das soziale Gefüge am Leben hielten und deren Einkommen das Bruttoinlandsprodukt stärkten.

Ich hortete nur, was ich noch hatte, war gesund und willens zu arbeiten – aber ohne Ideen und Perspektiven. Es schien mir so, als sei sämtliche Luft aus mir gewichen mit dem Tag meiner Einlieferung ins Krankenhaus. Und ich hatte keine Ahnung, wie ich aus diesem Teufelskreis wieder heraus kommen sollte.

Doch an diesem Tag hielt mich das Wort „Happy“ auf dem Flyer in seinem Bann.

Es war schließlich mein Geburtstag – und selbst ich hatte mir wenigstens eine glückliche Stunde im Jahr verdient...

Ich bestätigte mir selbst, dass ich mit niemandem würde reden müssen, wenn ich nicht wollte und gestand mir



Marc und Leandro

zu, nach einer Stunde wieder zu gehen – und ehe ich mir selbst eine Ausgangssperre verhängen konnte, fand ich mich vor dem mannshohen Spiegel in meinem Schlafzimmer wieder und musterte kritisch mein Erscheinungsbild.

Ich bin schlank und hochgewachsen. Nicht wirklich hübsch oder schön im eigentlichen Sinne. Interessant, vielleicht. Eher durchschnittlich, würde ich sagen. Ich habe eine tiefe, dunkle Stimme, schwarze Haare und helle Haut. Mein Gesicht ist kantig und wirkt hart und unnahbar, wenn man mich nicht kennt.

Vermutlich ist es der Schatten meiner schwarzen Bartstoppel, der immer durchschimmert – egal, wie gründlich ich mich rasiere. Oder es sind die stahlblauen Augen, von denen niemand aus der Familie sich deren genetischen Ursprung erklären kann.

Ich halte mich nicht für jemanden, der Blicke auf sich zieht und ich entspreche in keiner Weise dem Bild des typischen Italo-Mannes.

Außerhalb meiner Komfort-Zone bin ich eher unsicher und ruhig. Ich sage nicht viel und das, was ich von mir gebe ist wohl überlegt und selten Small-Talk tauglich. Ich bin vorsichtig, vertraue nur selten jemandem.

Ich hatte damals wenige Freunde und noch weniger Bekannte – und das war der Grund, weswegen ich am Abend meines Geburtstages meine Penthouse-Wohnung alleine verließ und genauso alleine die Bar betrat, in der die „Happy Hour“ auf mich wartete, die mir im Flyer so werbewirksam schmackhaft gemacht worden war.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).